

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Seiler, Lutz
Die Zeitwaage

Erzählungen

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42115-4

SV

Lutz Seiler
Die Zeitwaage

Erzählungen

Suhrkamp Verlag

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg

Printed in Germany

Erste Auflage 2009

ISBN 978-3-518-42115-4

I 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10 09

Die Zeitwaage

Für Charlotta

Frank

»Around, around, flew each sweet sound . . .«
S. T. Coleridge

Ihr letzter Abend. Das Mädchen am Stehtisch vor dem Eingang trug die blau-gelbe Uniform des Restaurants, einen kurzen Faltenrock und eine Art Bluse mit Schulterstücken und goldenen Knöpfen. Wollte man warten, war es üblich, ihr einen Vornamen zu nennen, den sie aufrief, sobald ein Tisch frei wurde. Färber hatte in den Wochen zuvor die Erfahrung gemacht, daß sein Vorname zu kompliziert war für die Türsteher der Restaurants; er hatte sich einen einfachen Namen zugelegt. Unangenehm war, daß er ihn jetzt wiederholen mußte, das Mädchen hatte *Hank* statt *Frank* verstanden. Ich hätte es bei Hank belassen können, dachte er, aber er hatte sich an Frank gewöhnt, Frank.

Ein Teil des frischen, von der Hitze aufgeweichten Asphalts war zwischen die Ufersteine gekrochen. Oder man hat ihn benutzt, um die Steine besser gegen den Wellengang zu befestigen – er blieb an solchen sinnlosen Fragen hängen.

Eine Weile standen Teresa und er an dem beleuchteten Strand unterhalb des Restaurants. Der Sand blendete im Halogenlicht, und die Gischt war strahlend weiß oder phosphoreszierte. Ein paar übergewichtige Möwen taumelten ihnen entgegen und drehten mühsam wieder ab. Färber hätte gern etwas gesagt, aber er mußte vorsich-

tig sein, er mußte sich konzentrieren, daß es, wie Teresa sich ausdrückte, nicht schon wieder etwas Negatives war, etwas, womit er, wie sie meinte, nur seine andauernde Unzufriedenheit abzustoßen versuchte.

Er wollte hinunter ans Wasser, aber Teresa setzte sich auf einen der Steine. Ihre Arme und Beine waren gebräunt, ihr schwarzes Haar lag in einem lose geflochtenen Zopf zwischen den Schulterblättern. Als Teresa bemerkte, daß Färber sie ansah, schob sie ihre Füße in den Sand. An ihrem zweitkleinsten Zeh trug sie einen neuen, silbernen Ring.

Der Parkplatz füllte sich, und immer mehr Gäste kamen die Einfahrt herauf. Färber verstand ihre Bewegungen nicht, die ausladenden Gesten, das Zeigen mit ausgestreckten Armen, mal in Richtung der Canyons, mal aufs Meer, dazu ihre ausgesprochen gerade, fast nach hinten gebogene Art zu gehen, während auf ihren Gesichtern ein Ausdruck unablässiger Vorfreude lag. Daß ich nichts Besonderes fühle, wenn ich den Pazifik sehe, ist das schlechteste Zeichen, dachte Färber.

Er wollte Teresa auf eine Möwe aufmerksam machen, die sich bei ihrem Beutezug in einer der *Adopt-a-beach*-Mülltonnen (alle Mülltonnen am Meer trugen diesen Schriftzug) verhakt haben mußte – ein Flügel ragte heraus und schlug auf den Tonnenrand, eine Art indianisches Getrommel, das gut zu hören war, wenn der Wind vom Wasser her stärker wurde und die Musik aus dem Restaurant über ihren Köpfen davonschwappte; für einen Moment sah Färber ein paar Obdachlose um die Tonne stampfen, rhythmisch stießen sie ihre Fäuste in die Luft.

Die ganze Zeit über hatte er Teresa *nicht angefaßt*. In der Blockhütte auf dem Tiogra-Paß war er ihr sehr nah gekommen; aber sie hatte tatsächlich geschlafen. Zuerst war sie erschrocken und wütend gewesen, doch sie mußten leise sein, Luzie schlief auf einem Beistellbett an der Wand gegenüber, ihr Kuschelkissen unter dem Arm.

»Faß mich nicht an!«

Später wurde ihm übel. Ein Sonnenstich – obwohl er nur für ein paar Minuten außerhalb des Wagens gewesen war. Warum setzt du auch nie etwas auf deinen Kopf – manchmal hörte er seine Mutter, und Färber murmelte etwas zur Antwort, ihm war schwindlig, und plötzlich hatte er Tränen in den Augen: *Faß mich nicht! Laß mich . . . faß, faß!* Irgendwann mußte Teresa wieder eingeschlafen sein, die Bettdecke fest um ihre Schultern gezurrt und die Füße in den Bettbezug gestemmt – so, wie er sie kannte.

Sie hatten gemeinsam Ausflüge gemacht, normale Dinge, das, was alle Touristen taten, die Wüste, Sierra Nevada, San Francisco und zurück auf dem Highway Nr. 1, die Küste entlang, Richtung Süden. Er wußte, daß die Leute in ihrem Quartier über die Deutschen lachten, weil sie immer ins Death Valley wollten, alle Schweizer und alle Deutschen wollen in die Wüste, dort, wo sie am heißesten ist, warum bloß, hatte ihn Randy gefragt und gelacht. Randy war ihr Vermieter. Bei Luzie hatte er es zu *Uncle Randy* gebracht, an diesem Abend war sie bei ihm geblieben.

Anders als seine gefräßigen Artgenossen, die mit aufgerissenen Schnäbeln über dem Ufer kreisten und Kat-

zen- oder Babyschreie ausstießen, blieb der Vogel in der Tonne vollkommen stumm. Stumm hämmerte er seinen Flügel auf den Tonnenrand, wie eine Arbeit, die jetzt erledigt werden mußte.

Die Westküste war immer Teresas Traum gewesen. Erst unerfüllbar, dann schwierig, wegen Luzie. Zwei von Teresas Freundinnen führten in Los Angeles ein Restaurant mit thüringischen Spezialitäten. Dort, im *Holy Elizabeth*, hatten sie ihren besten Abend gehabt. Färber hatte Köstritzer getrunken und Krautrouladen gegessen. Die beiden Freundinnen erzählten von ihren berühmten Gästen, von *Clint* und *David* und *Betty*, auf deren Party sie gewesen waren, der gesamte Garten mit Teppichen bedeckt, kostbar wahrscheinlich, und eine Sammlung von vierhundert Lenin-Büsten, das halbe Haus voll – sie lachten, und auch Färber hatte gelacht, erleichtert, und einen Arm um Teresas Schulter gelegt. In den Augen der anderen waren Teresa und er noch immer ein beneidenswertes Paar, jedenfalls glaubte er das.

Unterwegs hatte Teresa ununterbrochen Fotos geschossen, vom Auto aus. Wenn sie nicht fotografierte, legte sie ein Bein auf das Armaturenbrett; sie stemmte den beringten Fuß gegen die Frontscheibe, und manchmal klickte der Ring ein wenig am Glas. Färber hatte nicht nach dem Ring gefragt. Schmuck stammte in der Regel von Teresas Vater, zu jedem Anlaß beschenkte er seine Tochter, kostbare Ketten und immer wieder feingliedrige, silberne Colliers – ein Schmuck, der für den besonderen Anlaß gemacht war, für Kleider mit großem Dekolleté. Vor Färber war ihr das meist etwas unange-

nehm, zugleich freute sie sich und sagte »Ist das nicht schön?« oder »Genau, was mir steht« und »Hat er nicht wirklich Geschmack in diesen Dingen?«.

Sie hatte ihren Sitz bis zum Anschlag zurückgeschoben, ihr Profil war aus seinem Blickfeld verschwunden. Der gebräunte Fuß, die leicht gespreizten Zehen, die hellen, fast quadratischen Fußnägel, dahinter die Landschaft . . . Der große Zeh war nicht wirklich der große, verglich man ihn mit dem folgenden, und auch der mittlere war noch ein Stück länger. Färber war fast dankbar für den Fuß. Zugleich stellte der Fuß eine Art Verhöhnung dar: ein fremdes, beringtes Tier, von dem er nichts Sicheres wußte.

Dabei hatte er es immer genossen, mit Teresa unterwegs zu sein. Ohne Teresas Begeisterung, ohne ihre Energie und Fröhlichkeit blieb das meiste blaß, wie im Nebel, es existierte kaum. Allein fehlte ihm oft der Bezug, eine Art Vermittlung, die er brauchte, um zu sehen und zu hören. Als Teresa ihm einmal etwas in diese Richtung vorgehalten hatte, war er verstummt; es gab keine gute Antwort. Er hatte sich Teresa und Luzie anvertraut, gewissermaßen lebten sie für ihn mit, aber so hätte er es nicht gesagt. Ihre Anwesenheit war wie ein Gewand, etwas, das ihm erlaubte, auf der Welt zu sein. Eine Art Tarnkappe, die ihn verbarg und beschützte.

Der Wind frischte auf, und das Klopfen von der Abfalltonne wurde stärker. Vielleicht ist es auch irgendein anderes, größeres Tier, dachte Färber, ein Seerabe oder ein Albatros. Er hatte beobachtet, daß die Wellen sich vor dem Ufer wie in sich selbst zurückzogen, einrollten und

kurz vor dem Aufschlag noch eine zweite, kleinere Welle ausspuckten, die dann wie eine Zunge über das Ufer schlappte und einen feinen, farbig schillernden Schaumrand zurückließ.

Färber lachte und wollte etwas sagen, was ihm als Einleitung für eine Bemerkung dienen sollte, er fühlte sich wie nach einem langen Kampf. Während er sein leises, falsches Lachen ausklingen ließ, wußte er noch nicht, in welche Richtung seine Bemerkung eigentlich gehen konnte, und vorsichtshalber setzte er noch einmal mit dem Lachen an, verhalten, ohne Überzeugung. In diesem Moment wurden sie gerufen. Das Mädchen benutzte ein Megaphon: *Mister Frank please! Misses Teresa please! Two places please!* Seit zehn Jahren waren sie verheiratet. Für die Trauung hatten sie alle Elemente des Rituals abgewählt: keine Musik, kein Einmarsch, keine Rede. »Und was ist mit dem Kuß?« hatte er gefragt, als es schon fast vorbei gewesen war. »Na, Sie wollen doch gar nichts«, hatte die Standesbeamtin gesagt.

Das Mädchen dehnte das *a* in Frank so lange wie möglich. Sie zelebrierte die Namen der Gäste, als kündigte sie ihr Erscheinen in einer Show oder für einen Boxkampf an. Dauerte es etwas länger, bis die Gerufenen vom Strand heraufgekommen waren, bekam ihr Rufen etwas Fragendes, dann etwas Flehendes, Stöhnendes (sie wußte, daß ihre Gäste sich darüber amüsieren konnten), am Ende aber etwas sehr Bestimmtes, fast Befehlendes, eine Art Urteil, wie es Färber aus dem hohlen, metallischen Ton des Megaphons herauszuhören glaubte.

Fra-a-ank, please, Fra-a-a-ank! Frank!

Obwohl es Färber lächerlich vorkam, mußte er jetzt daran denken, daß an ihrem Hochzeitsmorgen das Auto nicht angesprungen war. Sie hatten das später öfter zum Besten gegeben, es war einfach zu gut, als Geschichte; wie Färber versucht hatte, ihren russischen Zweitürer anzuschieben, die Straße hinunter, wie er, schon vollkommen verschwitzt, losgezogen war, um einen der verhaßten Nachbarn um Hilfe zu bitten ... Fra-a-a-ank! Die Türsteherin stöhnte eine Weile auf seinem *a* herum. Sie kaute es wie einen zu großen, klebrigen Kaugummi. Und jetzt blies sie ihn auf, langsam: Fra-a-a-a-ank, please ... Färber dachte an das Achtzig-Euro-Mädchen, das am Ende immer noch im Bett liegen blieb, sich streckte, aufstützte und von ihm abwandte, während er bereits seine Schuhe zuband, mit pochenden Schläfen, seinen Rollkoffer nahm, schon halb auf der Treppe, auf dem Heimweg, der für ihn noch jedesmal das Wichtigste und Schönste war; er gab ihr hundert.

»Danke, mein Süßer. Was ist mit Dienstag?«

»Ja, vielleicht, ich ruf dich an.« Er kam noch einmal zu ihr zurück. Er berührte sie zwischen den Beinen, wie abwesend. Er trug Jeans, dazu Schuhe mit knöchelhohem Leder, die Teresa Stiefeletten nannte.

»Ja, aber spätestens Montag, Süßer, damit ich mich *freimachen* kann.« Sie führte seine Hand. Er mochte ihre kindische Art, ihre Brüste, das schmale Becken, nur ihre Stimme war ein Handicap.

Fra-a-a-a-ank!

Inzwischen hatten sie den Vorplatz zum Restaurant erreicht. Unter den Halogenscheinwerfern, dicht vor dem Pult mit der Türsteherin in ihrer blau-gelben Uniform

warteten die Gäste. Noch einmal der dumpfe, metallische Ton des Megaphons, und für einen Augenblick ahnte Färber, warum all diese Leute hier auftauchten und sich einreiheten mit ihren ausholenden Gesten und vorfreudigen Gesichtern, auf diesem frisch geteerten Platz, dessen scharfen, betäubenden Geruch sie alle gemeinsam bereitwillig einsogen. Damit wollen sie nur das Urteil des Megaphons beeinflussen, schoß es Färber durch den Kopf, aber es wird ihnen nichts nützen, und plötzlich spürte er seinen Haß.

Hinter der Türsteherin mit dem Lautsprecher vor dem Gesicht stand ein Junge, der ihre Hüfte locker umschlungen hielt, er trug ebenfalls die Uniform des Restaurants. Färber konnte sehen, daß die Ruferin den Jungen berührte; sie hatte begonnen, Franks *a* in ein gedehntes Auf und Ab zu ziehen, sie legte alles in den Namen. Sie weiß es, dachte Färber für einen wirren Moment, die ganze vertrackte Geschichte, und dann wieder: Sie weiß nichts, nicht einmal meinen Namen. Ihre Hand ruhte auf dem Oberschenkel des Jungen, als wollte sie dort etwas verdecken. Sie standen schon unmittelbar vor ihr, als sie noch einmal dazu ansetzte, Frank zu rufen. Färber konnte ihre Augen sehen. Aber es war nur in ihrer Stimme, nicht im Gesicht und nicht in der Stellung ihrer weich leuchtenden Lippen, die Frank in diesem Moment noch einmal aufgenommen hatten, Fra-a-a-nk! Als die Ruferin ihn entdeckte, brach sie ohne weiteres ab. Sie lächelte, mechanisch, mit halb geschlossenem Mund, *please . . .* Frank war noch dort, zwischen ihren Zähnen, Färber konnte es spüren, plötzlich, und er verkrampfte. Vor einem Jahr hatte er begonnen, sich seine

Honorare in bar auszahlen zu lassen, wegen der Steuer, hatte er zu Teresa gesagt.

Das Mädchen schob dem Jungen neben ihr die Liste mit den Namen hin und führte sie an ihren Tisch. Das Megaphon behielt sie in der Hand, beim Gehen schwenkte sie den Apparat, als wäre er auch jetzt noch von Bedeutung.

Färber war erschöpft. Er wäre dem wippenden Faltenrock gern noch eine Weile nachgegangen; er dachte an die kurzen Glockenröcke aus Wildleder, die die Mädchen in seiner Kindheit getragen hatten. Er beneidete den Jungen, er beneidete ihn sogar um seine blau-gelbe Restaurant-Uniform; er kam sich ausgehöhlt und verbraucht vor, als hätte das Leben gerade beschlossen, ihn langsam wieder abzustößen.

»Faß mich nicht an.« Es hätte ihr Abend sein können; Teresa und er, sie hätten getrunken, geredet und sich am Ziel gefühlt. Sie hätten Lobster bestellt und sich an ihren ersten Lobster erinnert. Das Restaurant an der Straße, das nicht ausgesehen hatte wie ein Restaurant; die Tische, die viel zu eng beieinanderstanden; die matt glänzenden Zangen, mit denen sie nichts anzufangen wußten, ihre ganze Verlegenheit, verlegen vor Glück.

Färber dachte an den dicken Mann, Teresas erste Affäre. Er hatte ihn nie zu Gesicht bekommen. Einmal hatte Teresa erwähnt, daß der Mann *nicht gerade schlank* sei, daß er einiges auf die Waage brächte, wie sie sagte, seitdem hatte Färber ihn den dicken Mann genannt. Und daß sie ihn manchmal anspringen würde, hatte sie auch irgendwann gesagt, und daß der Mann dabei ganz fest stehen würde, wie ein Fels, daß er sie halten könne, *hal-*

ten ... Vielleicht erinnerte er sich falsch. Aber es war etwas, von dem er verstehen sollte, daß es *darauf* ankam, und eine Zeitlang hatte er Teresa beim Einschlafen fest an sich gedrückt. Der dicke Mann fuhr Teresa auf dem Nachhauseweg hinterher, mit dem eigenen Auto, aus der Stadt bis zu ihnen hinaus. Sie verabschiedeten sich um die Ecke, eine Straße vor ihrem Haus, und dann frühstückte der Mann in einer Autobahnraststätte; das alles hatte Färber erfahren, nach und nach.

Früher hätten sie den Platz grandios gefunden. Man hatte die Fenster herausgenommen, sie saßen direkt über dem Strand, den Wind im Gesicht. Unter ihnen, im Sand, war eine Tafel mit Gedecken und Windlichtern aufgebaut, die Tischdecken waren mit silbernen Spangen befestigt, einige Stühle schon halb im Wasser. Am Tresen gab es ein paar Leute, die tanzten. Als die Musik eine Pause machte, hörte Färber das Klopfen des Möwenflügels, jedenfalls glaubte er das. Sie sprachen über Luzie – die Schule, der Klavierunterricht, ihr Zimmer, nichts sollte sich verändern für sie. Sie waren sich einig, wie immer. Selbst jetzt tat es gut, mit Teresa zu reden.

Am Ende des Abends war Färber betrunken. Er hörte das Klopfen. Es kam aus ihm selbst. Oder von Teresa. Fast hatte er eine Hand auf ihre Brust gelegt. Alles gut.

Im Geräusch

Luzies Gesicht. Sie beobachtete ihn. Vielleicht ahnte sie etwas. Vielleicht hatte Teresa etwas gesagt – unmöglich, dachte Färber.

Er hatte noch immer das Schaben des verdorrten Palmwedels im Ohr, der abgeknickt und lose am Stamm herunterhing, über ihrem Bungalow. Zuerst war das Geräusch sehr nah gewesen, als flüstere jemand aus einer Ecke ihres Zimmers, jemand, der Angst hatte und unbedingt etwas loswerden wollte. Drehte Färber ein wenig den Kopf, kam es von viel weiter draußen, weiter oben, es verstummte plötzlich (mitten im Wort, obwohl einzelne Worte nicht zu unterscheiden waren in dem Gewisper), setzte unvermittelt wieder ein und verstummte und so weiter – ein endloses Sprechen aus der ergrauten Hitze über der Stadt, das ihn betäubt und zum Schlafen überredet hatte. Dann, seit dem Erwachen, gab es einfach zu wenig Luft vor seinem Mund, schon das Atmen war mühsam, und die Worte erstickten auf der Zunge, *Liebe Teresa* . . .

Er hatte es mit anderen Zeichen versucht. Zuerst eine lange Berührung: Teresas warmer, schlafender Arm. Umständlich hatte er für alle das Frühstück gemacht und das Tablett hinausbalanciert in den Garten mit den Hibiskusbüschen und den Kolibris, deren Anblick ihm

noch immer Unbehagen bereitete. Wie es wäre, aufzustehen vom Tisch, nicht schnell, nicht langsam, nur so, als fehle die Milch oder das Salz, und sich den Abhang zum Nachbargrundstück hinunterzuwerfen – er hatte diese abstrusen Dinge gedacht und Luzie geholfen, ihren Rucksack zu packen. Er fand ein passendes Gefäß für die Muscheln mit dem Modergeruch, konzentriert stach er Luftlöcher in den Deckel der Büchse, eins nach dem anderen, das Klopfen in den Schläfen: Ich bin, ich bin, ich bin ... Es fiel ihm nicht ein. Er begriff nicht, wie er das Gespräch im *Gladstones* hatte zulassen können.

Ihr Flug ging am späteren Abend. Wie verabredet, hatten sie den Vormittag getrennt verbracht. Färber in einer Ausstellung – er konnte sich an keines der Bilder genauer erinnern; nur an die vollkommenen Ovale der Augen in den Frauen-Porträts, von denen es zahllose gab (die langen Hälse, die hochgesteckten Haare), und an die Totenmaske des Künstlers, die in einer Vitrine am Ausgang des Museums lag, neben den Postkartenständern. »Der Blick eines Toten ist immer ein wenig tadelnd.« Färber wußte nicht mehr, wo er diesen Satz gehört oder gelesen hatte, erstaunlich war, wie klein und verloren das Gesicht eines Menschen erschien, wenn man es ablöste vom Kopf. Die puppenhafte Stirn war wie glattgestrichen und glänzte stumpf, bis auf zwei feine, parallele Furchen über der Nasenwurzel, die Färber an eine alte, festgefahrene Schlittenspur erinnerten. Es fehlen die Ohren, dachte Färber, die Ohren sind wichtig, sie weiten ein Gesicht; ohne Ohren dagegen liegt es da wie gestutzt, als wollte es sagen:

Ich war nie auf dieser Welt. Färber verstand nicht, wie so ihn das beschäftigte, aber so war es oft. Und gedacht hatte er eigentlich nichts, es war nur eine Stimme in seinem Kopf gewesen, die gesagt hatte: »Es fehlen die Ohren.«

Die Maske schwebte auf dünnen, fast unsichtbaren Stäben aus Glas, und für einen Moment spürte Färber das Bedürfnis, in die Knie zu gehen, um einen Blick auf die hohle, verborgene Innenseite des Gesichts zu erhaschen. Statt dessen las er das Schild am Sockel der Vitrine: ein Mann aus Litauen namens Lipchitz hatte die Maske gemacht. Für Färber war das ebenso bedeutungslos wie der Name des Malers (Modigliani), aber der Klang, den die Litauen-Lipchitz-Verbindung abgab, zog noch Stunden später durch alles, was ihm begegnete; es war der Klang dieses Vormittags, etwas, das ihn umhüllte und eine Art Trost zusprach.

Teresa und Luzie waren nach Palm Springs ins *Heim für berühmte Tiere* gefahren. Schon vor Tagen hatte Luzie den Prospekt entdeckt, auf dem ein Affe abgebildet war, der einen spitzen Hut trug und Torte aß. »Cheeta – der Affe Tarzans« stand unter dem Bild. Unvorstellbar, daß dieses Tier noch am Leben sein soll, dachte Färber. Außerdem gab es Fotos mit einem Knäuel frisch geworfener Katzen, allesamt Nachkommen von Snowball, der Lieblingskatze Hemingways, wie behauptet wurde, und über die Rückseite des Prospekts kroch eine einzelne Schildkröte namens Fee, die in ihrem früheren Leben bei einer ganzen Reihe berühmter Schauspieler zu Hause gewesen war; zum Beweis hatte man die Köpfe der Künstler auf ihren zerkratzten Pan-

zer projiziert, kein einziger war Färber bekannt vorgekommen.

Draußen, im Park vor dem Ausstellungsgebäude, lag ein von Baustellengittern umzäuntes Teerloch, an dem er eine Weile gestanden hatte. Die Mittagssonne brannte. Mit ihrem Licht drang etwas Dumpfes, Abstumpfendes in ihn ein. Vorsichtig wiegte Färber den Kopf, bewegte seine Zunge im Mund und spürte die Fessel. Wenn er nur starrte, nichts dachte, ging es ihm besser. Der Teer quoll direkt aus der Erde, eine Grube voller Pech. Färber hatte nie zuvor etwas Ähnliches gesehen.

»Nicky, Francis, Robby, Paco, Molo, Jim, Liz, Jake . . .«, Luzie proklamierte die Namen der Katzen; Färber bewunderte ihr Gedächtnis. Wenn er zu ihr hinsah, schaute sie auf den Boden, auf die von der Sonne ausgedorrten Holzbohlen oder auf die Klapptische der Händler am Geländer des Piers; ihr Zopf pendelte von der Drehung ihres Kopfes, ihre Plastiksandalen machten ein hartes, fragendes Klopfen.

Die Neugeborenen wären nicht einmal besonders teuer gewesen, aber irgendwie – das hätte der Mann aus dem Tierheim ihnen erklärt – sei es nicht möglich, sie außer Landes zu bringen. Tatsächlich sagte Luzie *außer Landes*, und Färber fiel es schwer, sie nicht in seine Arme zu ziehen. Er räusperte sich und bot an, Eis zu kaufen, zum Trost, für alle. Luzie stimmte zu, dabei nickte sie nur ein wenig. Mir zuliebe, dachte Färber, und wieder mußte er sich beherrschen. Von überall kam Musik und übertönte das Strömen und Schwappen unter den Planken.